

In kleinen Schritten : Der Wandel von Männlichkeiten im 20. Jahrhundert

Lengwiler, Martin

2008

<https://doi.org/10.25595/1056>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lengwiler, Martin: *In kleinen Schritten : Der Wandel von Männlichkeiten im 20. Jahrhundert*, in: *L'homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft*, Jg. 19 (2008) Nr. 2, 75-94. DOI: <https://doi.org/10.25595/1056>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: <https://doi.org/10.7767/lhomme.2008.19.2.75>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

In kleinen Schritten: Der Wandel von Männlichkeiten im 20. Jahrhundert

Martin Lengwiler

Wie sich Männlichkeitsvorstellungen im 20. Jahrhundert gewandelt haben und welche Rolle dabei die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Umbrüche und Krisen des „katastrophalen“ 20. Jahrhunderts (Eric Hobsbawm) spielten – diese Fragen stehen im Mittelpunkt des folgenden Beitrags.¹ Ein solch breites Anliegen lässt sich auf den folgenden Seiten nur skizzenhaft beantworten. Der Beitrag konzentriert sich deshalb auf zwei enger gefasste Fragen, an denen sich die geschlechtergeschichtliche Entwicklung im 20. Jahrhundert exemplarisch untersuchen lässt. Erstens: In welcher Weise haben sich Männlichkeitsvorstellungen hinsichtlich der sexuellen Orientierung und der Generationenzugehörigkeit verändert? Diese Frage gründet auf der These, dass die beiden Kategorien Sexualität und Generation in besonders ausgeprägter Weise auf den geschlechtergeschichtlichen Wandel im 20. Jahrhundert einwirkten. Zweitens: Auf welchen Mechanismen beruhte die Transformation von Männlichkeiten, beziehungsweise in welcher Form verlief nach 1900 diese Entwicklung? Hier sollen die Modelle eines diskontinuierlichen, krisenhaften Wandels, die in der Forschung bislang dominierten, durch eine stärker praxeologisch und lebensweltlich orientierte Perspektive erweitert werden. Dabei kann sich der Beitrag auf innovative Erkenntnisse der neueren Männlichkeitsforschung stützen.

1. Sexuelle Orientierung und Generationenzugehörigkeit: Zentrale Dimensionen moderner Männlichkeit

Zunächst zur Frage, weshalb im Folgenden die Dimensionen Sexualität und Generation zur Analyse moderner Männlichkeitsvorstellungen im Vordergrund stehen. Aus der Perspektive einer *longue durée* waren frühneuzeitliche Männlichkeitsvorstellungen primär einem ständischen Kosmos verpflichtet. Männlichkeiten definierten sich zunächst nach Zugehörigkeit

¹ Der Autor dankt den beiden Herausgeberinnen sowie zwei anonymen Gutachtern oder Gutachterinnen für wertvolle Überarbeitungshinweise.

zu höfischen, kirchlichen, bürgerlichen oder bäuerlichen Milieus, während etwa die sexuelle Orientierung nur von nachrangiger Bedeutung war beziehungsweise gleichgeschlechtliche Sexualitäten und mann-männliche Soziabilitäten im höfischen oder bürgerlichen Kontext weniger marginalisiert wurden als im 19. und 20. Jahrhundert.² Im 19. Jahrhundert richtete sich die ehemals ständische Geschlechterordnung verstärkt nach schichten- und klassenspezifischen Kriterien aus. Mit dem *bürgerlichen Jahrhundert* begann auch der gesellschaftliche Aufstieg des später hegemonialen bürgerlichen Männlichkeitsmodells.³

Im 20. Jahrhundert verloren die schichtenspezifischen Kategorien zunehmend ihren Einfluss auf die zeitgenössischen Männlichkeitsvorstellungen, vor allem im Zuge der Ausbreitung der Mittelstandsgesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg. Zwar büßten Schichten- und Klassenzugehörigkeit ihre geschlechterhistorische Bedeutung nicht vollständig ein, sie wurden aber von neuen Orientierungsgrößen ergänzt und überformt. Zu den für das 20. Jahrhundert entscheidenden Grunddimensionen der Geschlechterordnung gehörten insbesondere die sexuelle Orientierung und die Generationenzugehörigkeit. Diese beiden Kategorien sind für den Wandel von Männlichkeitsvorstellungen im 20. Jahrhundert exemplarisch und stehen deshalb im Mittelpunkt der folgenden Argumentation. Seit den Arbeiten Michel Foucaults Mitte der 1970er Jahre hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass der Sexualdiskurs seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zunehmend die Geschlechtervorstellungen beeinflusste und zu stärker sexualisierten und polarisierten Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen beitrug.⁴ Zentrale Elemente dieses Prozesses waren die Ausbreitung der bürgerlichen Geschlechterordnung, die Konstitution der modernen Sexualwissenschaften und die verschärften rechtlichen Sanktionen ‚unzüchtigen‘ Verhaltens.⁵ Weil die Ausgrenzung gleichgeschlechtlicher Sexualitäten für die neue Geschlechterordnung konstitutive Bedeutung hatte, wird hier der Einfluss der Sexualität auf die modernen Männlichkeitsvorstellungen exemplarisch am Gegenstand der Homosexualität beziehungsweise an der Transformation homosexueller Milieus und Verhaltensweisen im 20. Jahrhundert untersucht.

2 Wolfgang Schmale, *Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000)*, Wien 2003, 100–105, 124–143; vgl. zu städtisch-bürgerlichen Männlichkeitsvorstellungen im ständischen Kontext: Martin Zürn, *Wollust, Macht und Angst. Städtische Diskurse über Sexualität und Körperempfinden in der Frühen Neuzeit*, in: Claudia Bruns u. Walter Tilmann Hg., *Von Lust und Schmerz. Eine Historische Anthropologie der Sexualität*, Köln 2004, 87–128; Klaus van Eickels, *Freundschaft im (spät-)mittelalterlichen Europa: Traditionen, Befunde und Perspektiven*, in: Klaus Oschema Hg., *Freundschaft oder „amitié“? Ein politisch-soziales Konzept der Vormoderne im zwischensprachlichen Vergleich (15.–17. Jahrhundert)*, Berlin 2007, 23–34.

3 Schmale, *Geschichte*, wie Anm. 2, 151–154.

4 Exemplarisch: Michel Foucault, *Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1: *Der Wille zum Wissen*, Frankfurt a. M. 1977.

5 Vgl. zur Bedeutung der Sexualität für die Geschlechtergeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts: Franz X. Eder, *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*, München 2002, 10–27; auch Stefan Micheler, *Selbstbilder und Fremdbilder der „Anderen“*. Eine Geschichte Männer begehrender Männer in der Weimarer Republik und der NS-Zeit, Konstanz 2005, 37–48; Schmale, *Geschichte*, wie Anm. 2, 207–226.

Ähnlich, wenngleich etwas später, beeinflusste die Generationenzugehörigkeit moderne Männlichkeitsvorstellungen. Generationenzugehörigkeit soll hier nicht als eine klar definierbare Kategorie der Sozialgeschichte oder der historischen Demographie, sondern als kulturhistorische Größe, im Sinne eines kognitiven Orientierungsmodells, verstanden werden.⁶ Der geschlechterhistorische Aufstieg der Kategorie Generation kam zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Schwung, verlief bis zum Zweiten Weltkrieg aber noch weitgehend in schichtenspezifischen Bahnen. Zu dieser Zeit waren die Männlichkeitsvorstellungen der bürgerlichen Studentenvereine mit denjenigen der Arbeiterjugendbewegung kaum zu vergleichen.⁷ Nach dem Zweiten Weltkrieg setzten sich die generationellen Orientierungsmuster gegenüber der Schichtenzugehörigkeit zunehmend durch, ein Prozess, der genauer zu analysieren ist.⁸ In einem ersten Teil untersucht der Beitrag den Wandel homosexueller Männlichkeiten, im zweiten dann die Transformation generationell geprägter Männlichkeiten; dabei werden die Ergebnisse in einen breiteren historischen Kontext gestellt, die signifikanten Faktoren für den Wandel moderner Männlichkeitsvorstellungen im vergangenen Jahrhundert herausgearbeitet. Geographisch konzentriert sich die Argumentation, entsprechend den Schwerpunkten der neueren Forschung, auf deutsch- und englischsprachige Länder, konkret auf Fallbeispiele aus Deutschland, der Schweiz und Großbritannien.⁹

6 Zum soziologischen Generationenbegriff: Martin Kohli u. Marc Szydlík, Einleitung, in: Martin Kohli Hg., *Generationen in Familie und Gesellschaft*, Opladen 2000, 7–18; aus historischer Perspektive zur Bedeutung der Generation als zeitlich synchrones Kollektiv von Lebensläufen mit gemeinsamen, historisch geprägten Deutungshorizonten: Tamara K. Hareven, *Familie, Lebenslauf und Sozialgeschichte*, in: Josef Ehmer, Tamara K. Hareven u. Richard Wall Hg., *Historische Familienforschung. Ergebnisse und Kontroversen*, Frankfurt a. M. 1997, 17–37, bes. 28–31; für eine generationelle Perspektive auf die Sozialgeschichte der Jugend: Michael Mitterauer, *Sozialgeschichte der Jugend*, Frankfurt a. M. 1986.

7 Vgl. Mitterauer, *Sozialgeschichte*, wie Anm. 6, bes. 248–252; zur Geschlechtergeschichte der Studentenverbindungen: Lynn Blattmann, „Formen sind kein leerer Wahn“. Schweizerische Studentenverbindungen vor 1914: Rituale, Politik und Männerbund, Konstanz 1997; zur Arbeiterjugendbewegung exemplarisch: Detlev Peukert, *Jugend zwischen Krieg und Krise, Lebenswelten von Arbeiterjugenden in der Weimarer Republik*, Köln 1987; Andreas Gestrich, *Traditionelle Jugendkultur und Industrialisierung, Sozialgeschichte der Jugend in einer ländlichen Arbeitergemeinde Württembergs 1800–1920*, Göttingen 1986.

8 Ein Indiz für den Bedeutungsgewinn der Generationszugehörigkeit ist, dass in der männlichen wie der weiblichen Homosexuellen-Szene der Weimarer Republik die Altersfrage noch vergleichsweise bedeutungslos war, ganz im Gegenteil zur Zeit des ausgehenden 20. Jahrhunderts; vgl. Micheler, *Selbstbilder*, wie Anm. 5, 213–217; auch Heike Schader, *Virile, Vamps und wilde Veilchen: Sexualität, Begehren und Erotik in den Zeitschriften homosexueller Frauen im Berlin der 1920er Jahre*, Königstein i. Taunus 2004, 128f.

9 Dabei werden jedoch die Wechselwirkungen und Bedingungszusammenhänge zwischen europäischen und außereuropäischen Männlichkeitsvorstellungen ebenso ausgeblendet wie die Geschlechterpolitik in den staatssozialistischen Diktaturen Osteuropas. Vgl. zum kolonialhistorischen Kontext Robert Aldrich, *Colonialism and Homosexuality*, London 2003; zur DDR: Dagmar Herzog, *Sex after Fascism. Memory and Morality in Twentieth-Century Germany*, Princeton 2005, 184–219; sowie Uta G. Poiger, *Jazz, Rock, and Rebels: Cold war Politics and American Culture in a Divided Germany*, Berkeley 2000.

Vorweg noch einige Bemerkungen zum zweiten Anliegen des Artikels, der Frage nach den Mechanismen, auf denen die Transformation von Männlichkeiten im 20. Jahrhundert beruhte. Die Modelle historischen Wandels, von denen die Männlichkeitsgeschichte ausgeht, hängen eng mit den damit verbundenen theoretischen Perspektiven und den dabei privilegierten Quellenbeständen zusammen. Bis vor kurzem herrschten in der Forschung sozial- oder diskurstheoretische Ansätze vor, die sich vornehmlich auf behördliche oder mediale, jedenfalls oft normative Quellen stützten.¹⁰ Zwar ist der Ruf nach einer stärker praxisorientierten Geschichte der Männlichkeiten fast so alt wie die Männlichkeitsgeschichte selbst – so hat die australische Soziologin Raewyn Connell bereits in den 1980er Jahren eine praxeologische Definition für ihr Konzept einer „hegemonialen Männlichkeit“ vorgelegt.¹¹ Danach bezeichnet Männlichkeit dreierlei: „eine Position im Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur“. ¹² Connell schlug in diesem Sinne eine Pluralisierung des Männlichkeitsbegriffs und einen relationalen Ansatz vor, der von einem System verschiedener Männlichkeiten ausging, die als hierarchisches Beziehungsnetz und immer in Bezug zu subordinierten Vorstellungen von Weiblichkeit zu analysieren waren. Connell unterschied zwischen hegemonialen – der Begriff lehnt sich an das Hegemonie-Konzept Antonio Gramscis an –, untergeordneten, Komplizenhaften oder marginalisierten Männlichkeiten – alle Männlichkeitsformen waren jedoch Teil desselben Herrschaftssystems. Als hegemonial galt für Connell jene Form von Männlichkeit, die „in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt, eine Position allerdings, die jederzeit in Frage gestellt werden kann.“¹³ Diese Definition richtete sich gegen die damals vorherrschenden strukturfunktionalistischen Vorstellungen von Geschlechterrollen und wurde in der Forschung breit rezipiert.¹⁴

¹⁰ Diese Einschätzung wird u. a. geteilt von: Micheler, Selbstbilder, wie Anm. 5, 18f, 20ff; Aldrich, Colonialism, wie Anm. 9, 3–11.

¹¹ Raewyn Connell ist transsexuell und nannte sich in ihrem männlichen Vorleben Robert Connell. Für die erste Formulierung des Konzepts der „hegemonialen Männlichkeit“ vgl. Tim R. Carrigan, R. W. Connell u. John Lee, Toward a New Sociology of Masculinity, in: *Theory and Society*, 14 (1985), 551–604.

¹² R. W. Connell, Der gemachte Mann, Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen 1999, 91.

¹³ Connell, Mann, wie Anm. 12, 97–102; vgl. Martin Lengwiler: Aktuelle Perspektiven der historischen Männlichkeitsforschung im angelsächsischen Raum, in: *traverse. Zeitschrift für Geschichte/Revue d'histoire*, 1 (1998), 25–34, bes. 26f; Michael Roper u. John Tosh, Introduction. Historians and the Politics of Masculinity, in: dies. Hg., *Manful Assertions. Masculinities in Britain since 1800*. London 1991, 1–24.

¹⁴ Martin Dinges, „Hegemoniale Männlichkeit“ – ein Konzept auf dem Prüfstand, in: ders. Hg., *Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*, Frankfurt a. M./New York 2005, 7–33, 8f.

Trotz dieser praxisorientierten Perspektive gründeten auch Connells Studien weitgehend auf diskursiven, oft normativen Quellen, insbesondere auf Dokumenten des literarischen, des wissenschaftlichen und des Mediendiskurses.¹⁵ Für unseren Zusammenhang entscheidend ist, dass dieser Zugang, der nicht zuletzt in einer foucaultschen Theorietradition steht, ein Modell historischen Wandels impliziert, das sich in Krisen, Umbrüchen und Diskontinuitäten vollzieht und weniger in langfristigen, graduellen, schrittweisen Prozessen – ein Zusammenhang, der sich sowohl in Michel Foucaults wie in Connells Arbeiten deutlich manifestiert.¹⁶ Auch die nachfolgende Männlichkeitsgeschichte hat den geschlechtergeschichtlichen Wandel meist mit den großen politischen oder kriegesischen Zäsuren der allgemeinen Geschichte parallelisiert.¹⁷ Allerdings ist die sozial- und politikhistorische Periodisierung schon in sich inkonsistent, denn je nach inhaltlichem Akzent lassen sich leicht auch abweichende Epochengrenzen identifizieren. Ernst Hanisch etwa kommt in seiner Geschichte der Männlichkeitsvorstellungen im 20. Jahrhundert auf unterschiedliche Periodisierungen. Während die Geschichte „des Kriegers“ nach den bewährten politik- und militär-geschichtlichen Zäsuren gegliedert ist, verwendet er für die Entwicklung „des Lieb-

¹⁵ Connell, Mann, wie Anm. 12, insbes. 19–64.

¹⁶ Vgl. etwa John Tosh's Kritik – er bemängelt die Starrheit des Connellschen Modells und dessen Machtmonismus (der sich etwa im Konzept der „Zwangsheterosexualität“ manifestiere). Der historische Wandel von Männlichkeitsvorstellungen verlaufe differenzierter und fragmentierter. Außerdem unterschätze der soziologische und marxistische Zugang Connells die kulturhistorische Dimension von Männlichkeiten; vgl. John Tosh, *Hegemonic Masculinity and the History of Gender*, in: Stefan Dudink, Karen Hagemann u. John Tosh Hg., *Masculinities in Politics and War: Gendering Modern History*, Manchester 2004, 41–58, 52–56. Exemplarisch für ein solches Modell diskontinuierlicher Historizität sind: Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt a. M. 1971; ders., *Wille*, wie Anm. 4.

¹⁷ Z. B.: Stefan Dudink u. Karen Hagemann, *Masculinity in Politics and War in the Age of Democratic Revolutions, 1750–1850*, in: Dudink/Hagemann/Tosh, *Masculinities*, wie Anm. 16, 3–21; auch John Horne, *Masculinity in Politics and War in the Age of Nation-States and World Wars, 1850–1950*, in: ebd., 22–41; Claudia Opitz-Belakhal, *Aufklärung der Geschlechter. Revolution der Geschlechterordnung: Studien zur Politik- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts*, Münster 2002; Karen Hagemann, *Männlicher Muth und teutsche Ehre: Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der antinapoleonischen Kriege Preußens*, Paderborn 2002; Christa Hämmerle, *Zur Relevanz des Connell'schen Konzepts hegemonialer Männlichkeit für Militär und Männlichkeit/en in der Habsburgermonarchie (1868–1914/18)*, in: Dinges, *Männer*, wie Anm. 14, 103–121; Joanne Bourke, *Dis-membering the Male: Men's Bodies. Britain, and the Great War*, London 1996. Zum Zusammenhang militärischer Männlichkeitsvorstellungen und dem Zivilisationsbruch des Holocaust vgl. Frank Werner, „Hart müssen wir hier draußen sein“. Soldatische Männlichkeit im Vernichtungskrieg 1941–1944, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 34 (2008), 5–40. Für Überblicke vgl. auch Schmale, *Geschichte*, wie Anm. 2; Jürgen Martschukat u. Olaf Stieglitz, „Es ist ein Junge!“. Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit, Tübingen 2005. Connell geht v. a. von den mit den modernen sozialen Bewegungen verbundenen Zäsuren des 20. Jh. (1968, 1970er und '80er Jahre) aus: Connell, Mann, wie Anm. 12, 206–219, 238–246; vgl. auch Dinges, *Männlichkeit*, wie Anm. 14, 9.

habers“ neue Wendemarken, nämlich das *Fin de Siècle*, die Neue Sachlichkeit der 1920er Jahre und die Sexuelle Revolution der 1960er Jahre.¹⁸

Den historischen Wandel als fundamental diskontinuierlich zu verstehen, ist keine Eigenheit der Geschlechtergeschichte, sondern lässt sich – in Anlehnung an Reinhart Koselleck – als Grundelement der modernen Geschichtsphilosophie verstehen. Mit Koselleck ist die Moderne als eine Epoche zu verstehen, die seit der Aufklärung konstitutiv mit einem krisenhaften historischen VerlaufsmodeLL verknüpft ist. Phasen der gesellschaftliche Krisen zeichnen sich auf kognitiver Ebene durch ein akzentuiertes Krisenbewusstsein, durch unbestimmte Erwartungshorizonte und tendenziell entscheidungsoffene Handlungsspielräume aus. In solchen Krisenmomenten kann sich historischer Wandel verdichten, indem sich nicht nur neue kognitive Orientierungen kristallisieren, sondern sich auch die gesellschaftlichen Verhältnisse verändern.¹⁹ Auf die Geschlechtergeschichte übertragen bedeutet dies, dass sich in Krisenphasen sowohl die Männlichkeitsvorstellungen wie die Geschlechterordnung wandeln können. So wie sich nach Koselleck die Moderne konstitutiv durch wiederkehrende gesellschaftliche Krisen auszeichnet, sind geschlechterhistorisch auch die modernen Formen von Männlichkeit auf unsicherem Grund gebaut und geraten krisenbedingt wiederholt in Bewegung.

Nun hat sich die neuere Männlichkeitsgeschichte in den letzten Jahren von den bislang vorherrschenden diskursiven Ansätzen abgewandt.²⁰ Dies lässt sich beispielhaft an den Arbeiten zur Geschichte der Homosexualität zeigen. Die ältere Forschung dazu war noch weitgehend diskursgeschichtlich, teilweise auch sozialhistorisch angelegt.²¹ Neuere Arbeiten bevorzugen dagegen einen praxeologischen oder lebensweltlichen Zugang. So befasst sich etwa die Arbeit von Stefan Micheler zur Geschichte der Homosexualität in der Weimarer Republik und der NS-Zeit nicht mehr primär mit der wissenschaftlichen, rechtlichen oder politischen „Konstruktion“ von Homosexualität, sondern beleuchtet die Ebene der Selbstwahrnehmung der Akteure und deren lebensweltliche Praktiken. Micheler geht es explizit nicht um die Konstruktion der Homosexualität, sondern um

18 Ernst Hanisch, *Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts*, Wien 2005, 17ff, 127ff, 189ff, 238ff. Hanischs Darstellung beruht weitestgehend auf österreichischen Quellen, doch lassen sich die Periodisierungen auch auf andere westeuropäische Staaten übertragen.

19 Reinhart Koselleck, *Kritik und Krise. Ein Beitrag zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Freiburg 1959, 2f, 132f, 155–157; ders., *Krise*, in: Otto Brunner, Werner Conze u. Reinhart Koselleck Hg., *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 3, Stuttgart 1982, 637–664.

20 Zum Feld der Praxistheorien: Sven Reichardt, *Praxeologische Geschichtswissenschaft. Eine Diskussionsanregung*, in: *Sozial.Geschichte*, 22, 3 (2007), 43–65; zum Begriff der Lebenswelt: Alfred Schütz u. Thomas Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, Darmstadt 1975, 21–38.

21 Exemplarisch für einen diskurshistorischen Zugang: Jonathan Ned Katz, *The Invention of Heterosexuality*, New York/London 1995. Sozialhistorisch argumentiert: Jeffrey Weeks, *Sex, Politics and Society: The Regulation of Sexuality Since 1800*, London 1989²; vgl. David M. Halperin, *How to do the History of Homosexuality*, Chicago 2002; weitere Hinweise in: Martschukat/Stieglitz, Junge, wie Anm. 17, 175–184, 194–201.

den Alltag des „gleichgeschlechtlichen Begehrens“.²² Eine solche lebensweltliche Perspektive, die sich auch in anderen neueren Studien manifestiert, öffnet zunächst den Blick für die gesellschaftlichen Freiheiten, Privilegien und Handlungsspielräume, die auch diskriminierten Formen von Sexualität trotz Heteronormativität und „Zwangs-heterosexualität“ (Connell) durchaus zustanden.²³ Die praxisorientierten Arbeiten weisen nicht zuletzt auf die teilweise bedeutende Kluft hin, die sich zwischen hegemonialen Männlichkeitsnormen und lebensweltlichem Alltag atypischer Männlichkeiten auf tun kann.

Entscheidend ist, dass die praxistheoretische Wende der Männlichkeitsgeschichte eine andere Dynamik des historischen Wandels offenbart; eine, die nicht so sehr von diskontinuierlichen Phasen des Umbruchs, sondern eher von vielschichtigen, komplexen und vor allem graduell und langfristig verlaufenden Veränderungsprozessen geprägt ist.²⁴ Dies genauer auszuführen, ist das theoretische Grundanliegen dieses Beitrags. Der Hinweis auf eine graduelle Zeitstruktur des geschlechtergeschichtlichen Wandels versteht sich als kritische Ergänzung bisheriger Modelle. Es geht nicht darum, die Bedeutung historischer Umbruchsphasen ganz in Abrede zu stellen. Vielmehr regt der Beitrag an, neben den gesellschaftlichen Krisenphasen auch die weniger auffälligen Verschiebungen der *longue durée* verstärkt in den Blick zu nehmen.

Dabei kann sich dieses theoretische Anliegen auf neuere sozialwissenschaftliche Zeitlichkeitsmodelle, nicht zuletzt in Abgrenzung zu foucaultschen Ansätzen, stützen. Der Sozialanthropologe Paul Rabinow etwa hat jüngst für das Verständnis historischen Wandels eine Reformulierung des foucaultschen Genealogiebegriffs vorgeschlagen. Rabinow kritisiert die genealogische Historizität, weil ihr eine übertriebene epistemische Konsistenz und damit verbunden ein höchst diskontinuierlicher Transformationsprozess inhärent ist. Im Sinne eines Gegenbegriffs spricht er von epistemischen „Assemblages“, die sich durch ein vielschichtiges Zusammenspiel von akademischer Expertise, praktischem Alltagswissen und institutionellen Traditionen konstituieren. Die historische Transformation von Assemblagen verläuft nach Rabinow

22 Micheler spricht auch von der „Identität“ im Gegensatz zur „Konstruktion“ von Homosexualität; vgl. Micheler, Selbstbilder, wie Anm. 5, 9f, 18f, 20ff.

23 Vgl. zu diesem Zugang auch die alltagshistorisch orientierten Beiträge in: Bruns/Tilman, Lust, wie Anm. 2; oder die kolonialhistorische Studie von Aldrich, Colonialism, wie Anm. 9. Zum Begriff der Heteronormativität: Micheler, Selbstbilder, wie Anm. 5, 14–17; zur Homosexualität unter den Eliten des Wilhelminischen Kaiserreichs: Claudia Bruns, Skandale im Beraterkreis um Kaiser Wilhelm II. Die homosexuelle „Verbündelung“ der „Liebenberger Tafelrunde“ als Politikum, in: Susanne zur Nieden Hg., Homosexualität und Staatsräson: Männlichkeit, Homophobie und Politik in Deutschland 1900–1945, Frankfurt a. M. 2005; zur Theorie des „Männerbundes“ als homoerotisches Elitenmodell im Wilhelminischen Kaiserreich und der Weimarer Republik vgl. dies., Der homosexuelle Staatsfreund. Von der Konstruktion des erotischen Männerbunds bei Hans Blüher, in: ebd., 100–117; zum positiven Selbstbild der Weimarer Homosexuellen-Szenen: Micheler, Selbstbilder, wie Anm. 5, 269–284; aus kolonialhistorischer Perspektive: Aldrich, Colonialism, wie Anm. 9, 3ff.

24 Micheler, Selbstbilder, wie Anm. 5, 11; Aldrich, Colonialism, wie Anm. 9, 3f.

in Form eines langfristigen, schleichenden Prozesses.²⁵ Ähnlich hat der Politikwissenschaftler Paul Pierson eine Weiterentwicklung neoinstitutionalistischer Ansätze vorgeschlagen, um die komplexen Prozesse institutionellen Wandels zu verstehen. Sein Modell geht ebenfalls nicht ausschließlich von verdichteten Umbruchmomenten, sondern von graduellen und langfristigen Veränderungsschritten aus. Ein solcher gradueller Wandel findet nach Pierson gerade *nicht* in historischen Ausnahmesituationen wie Wirtschaftskrisen oder Weltkriegen statt, sondern aggregiert sich in ‚Normalzeiten‘ durch weitgehend unspektakuläre kleine Transformationsschritte über einen längeren Zeitraum hinweg und generiert auf diese Weise eine nachhaltige Transformation. Erste empirische Arbeiten zu solchen inkrementellen Transformationsprozessen liegen bereits vor. So hat Kathleen Thelen jüngst eine Studie veröffentlicht, in der sie die Entwicklung westlicher Berufsbildungssysteme international vergleichend untersucht hat und Piersons Modell des institutionellen Wandels bestätigen konnte.²⁶

2. Erstes Fallbeispiel: Transformation der Lebenswelten homosexueller Männer

Gestützt auf neuere Untersuchungen lassen sich einige Rückschlüsse zum Wandel der Lebenswelten homosexueller Männer im 20. Jahrhundert ziehen.²⁷ Im Überblick kann die Entwicklung in vier Abschnitte unterteilt werden, die mit je spezifischen Männ-

25 Paul Rabinow, *Anthropologie der Vernunft. Studien zu Wissenschaft und Lebensführung*, Frankfurt a. M. 2004, 23ff.

26 Paul Pierson, *Politics in Time: History, Institutions, and Political Analysis*, Princeton 2004, 79–102; Kathleen Thelen, *How Institutions Evolve. The Political Economy of Skills in Germany, Britain, the United States, and Japan*, Cambridge 2004, 23–37. Auch in der Geschichtswissenschaft wurde die Bedeutung der großen Zäsuren von neueren Ansätzen, insbes. von der Alltags-, der Mikro- und der Kulturgeschichte relativiert. Dies geschah aber weitgehend implizit, ohne dass dabei die Zeitlichkeitsmodelle debattiert wurden. Bei der Debatte zwischen Sozialgeschichte und Alltags- oder Mikrogeschichte standen Fragen der Exemplarität der Quelle, bzw. der historischen Einbettung partikulärer, mikrohistorischer Gegenstände im Vordergrund. Außerdem wurden die methodischen Divergenzen zwischen analytisch-strukturgeschichtlichen und hermeneutisch-kulturgeschichtlichen Ansätzen verhandelt; vgl. exemplarisch die Beiträge in: Winfried Schulze Hg., *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion*, Göttingen 1994.

27 Zu Deutschland vgl. Micheler, *Selbstbilder*, wie Anm. 5; die Beiträge in zur *Nieder, Homosexualität*, wie Anm. 23; auch Michael Kandora, *Homosexualität und Sittengesetz*, in: Ulrich Herbert Hg., *Wandlungsprozesse in Westdeutschland: Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980*, Göttingen 2002, 379–401; Jeffrey Weeks verfolgt in seiner neuesten Arbeit die Transformation der intimen Lebenssphären in Großbritannien seit dem Zweiten Weltkrieg: Jeffrey Weeks, *The World We Have Won. The Remaking of Erotic and Intimate Life*, London 2007; zur Schweiz, gestützt auf Selbstzeugnisse und polizeiliche wie gerichtliche Aktenbestände, vgl. Christoph Schlatter, „Merkwürdigerweise bekam ich Neigung zu Burschen“. *Selbstbilder und Fremdbilder homosexueller Männer in Schaffhausen 1867–1970*, Zürich 2002.

lichkeitsvorstellungen und sozialen Beziehungsmustern verbunden waren (vgl. Tabelle). Die Darstellung ist auf einer vergleichsweise hohen Abstraktionsebene angelegt; der begrenzte Raum verbietet es, an dieser Stelle auf die nationalen Unterschiede im rechtlichen und politischen Umgang mit Homosexualität und Homosexuellen genauer einzugehen.²⁸ Auch ist die zeitliche Gliederung nicht als klar abgegrenzte Periodisierung zu verstehen, sondern als eine Entwicklung mit gleitenden Übergängen. Auf lebensweltlicher Ebene verlaufen die verschiedenen Phasen überlappend, ein Punkt, auf den noch zurückzukommen ist.

Männlichkeitsvorstellungen und Beziehungsmuster homosexueller Männer (seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert)

Zeitraum	Männlichkeitsvorstellung	Soziale Beziehungsmuster
Ende 19./ frühes 20. Jh.	Akzidentelle Homosexualität	Schichtspezifische/berufsständische Beziehungen („Schlafstubenbeziehung“)
Zwischenkriegszeit und Zweiter Weltkrieg	Hereditäre Homosexualität	Regionale subkulturelle Beziehungen; frühe überregionale Politisierung
Frühe Nachkriegszeit (bis um 1970)	Hereditäre Homosexualität	Überregionale subkulturelle Beziehungen
Seit etwa 1970	Ontologisierte Homosexualität als Kollektividentität	Öffentlich wahrnehmbare Beziehungen (<i>coming out</i>); verstärkte Politisierung

Die Männlichkeitsvorstellungen der ersten Phase, die vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis nach dem Ersten Weltkrieg reicht, lassen sich als *akzidentelle Homosexualität* beschreiben. Gleichgeschlechtlicher Sexualverkehr kam in dieser Phase meist situativ zustande, in einer Gelegenheitssituation, etwa nach Alkoholgenuß, infolge einer Verführungssituation oder vielfach als Reaktion auf eine unglücklich verlaufene Liebesbeziehung zu einer Frau oder einem Mädchen.²⁹ Die sozialen Netzwerke gleichgeschlechtlicher Sexualpartner waren vergleichsweise instabil und noch stark berufsständisch oder schichtspezifisch geprägt. Homosexuelle Beziehungen fanden sich sowohl bei den militärischen, politischen und kulturellen Eliten wie bei Unterschichtenangehörigen.³⁰ Gleichgeschlechtliche Kontakte traten zudem häufig als ge-

28 Insbesondere muss darauf verzichtet werden, auf die nationalsozialistische Verfolgung der Homosexualität einzugehen; vgl. dazu Micheler, Selbstbilder, wie Anm. 5, 285–440.

29 Schlatter, Neigung, wie Anm. 27, 409f.

30 Zur Homosexualität als Elitenphänomen vgl. die Beiträge in: zur Nieden, Homosexualität, wie Anm. 23; zum Eulenburg-Skandal im Wilhelminischen Militäradel: Bruns, Skandale, wie Anm. 23; zu Großbritannien zur Zeit Oscar Wildes: Weeks, Sex, wie Anm. 21, 99–108.

nerationelles Phänomen auf, in einer Lebensphase zwischen Jugend und Erwachsenenalter, in der die Gründung einer Familie ausgeschlossen war, so etwa im Militärdienst oder unter Lehrlingen, Gesellen und Knechten. Christoph Schlatter spricht in seiner mikrohistorischen Untersuchung zur Geschichte der Schaffhauser Schwulenszene von „Schlafstubenbeziehungen“, ein Begriff, der auf die Unterbringung von Gesellen im Meisterhaushalt anspielt.³¹ Zugleich konstituiert sich bereits zu Beginn dieser Phase im medizinischen, politischen oder journalistischen Diskurs die Kategorie „Homosexualität“. Für die meisten Männer mit gleichgeschlechtlichen Sexualpartnern wurde der Begriff „Homosexualität“ jedoch erst viel später, oft erst in der Zwischenkriegszeit, zu einer relevanten Kategorie der Selbstbeschreibung. Um 1900 dominierten häufig Vorstellungen einer homoerotischen „Männerfreundschaft“ oder weitgehend diffuse Begriffe einer „conträren“ oder „abnormen“ Sexualität.³²

Der zweite Zeitabschnitt umfasst die Zwischenkriegszeit und den Zweiten Weltkrieg. Auf der Ebene der Männlichkeitsvorstellungen lassen sich hier Prozesse der Internalisierung und Subjektivierung gleichgeschlechtlicher Orientierungen feststellen. Homosexualität wurde nun auch für die Selbstbeschreibung schwuler Männer zum zentralen Begriff. Die zeitgenössischen Akteure äußern zudem vermehrt essentialistische und hereditäre Definitionen ihres gleichgeschlechtlichen Verhaltens. Homosexualität als biologisch-vererbare Eigenschaft zu bestimmen, war auch als Argument gegen therapeutische Ansätze der Medizin und gegen den bürgerlichen Moraldiskurs, das heißt, gegen ein Verständnis gleichgeschlechtlicher Orientierungen als pathologische Anomalie gerichtet. Dieser Wandel zu einem hereditären Deutungsmodell findet sich auch im wissenschaftlichen Diskurs, etwa in der zeitgenössischen Sexualwissenschaft bei Magnus Hirschfeld oder Havelock Ellis.³³ Mit dem Subjektivierungsprozess einher geht eine verstärkte Politisierung. Homosexualität wurde nun oft als positiv gewertete Persönlichkeitseigenschaft gefasst, was wiederum die Basis früher Emanzipationsbewegungen für die Rechte „der Homosexuellen“ bildete.³⁴

Auch die Beziehungsmuster unter Homosexuellen formierten sich in der Zwischenkriegszeit neu, indem sie zunehmend generationenübergreifenden Charakter erhielten. Auf der Basis einer klaren Identitätszuschreibung (als „Homosexuelle“, „Urninge“ oder als „drittes Geschlecht“) wurden die sozialen Beziehungsmuster homogener.³⁵ Man traf sich in Restaurationsbetrieben, Tanzlokalen oder Badeanstalten. Schlatter beobachtet

31 Schlatter, Neigung, wie Anm. 27, 409f; für Großbritannien vgl. Weeks, World, wie Anm. 27, 96–99.

32 Weeks, Sex, wie Anm. 21, 96–99; Bruns, Skandale, wie Anm. 23, u. a. 64ff; Micheler, Selbstbilder, wie Anm. 5, 44–49.

33 Weeks, Sex, wie Anm. 21, 148–152.

34 Micheler, Selbstbilder, wie Anm. 5, 269–284.

35 Vgl. ausführlich Micheler, Selbstbilder, wie Anm. 5, 130–152; der Begriff des „Urnings“, manchmal auch zum „Uranier“ umformuliert, geht auf die Theorie des „Uranismus“ zurück, die der deutsche Jurist und Journalist Karl Heinrich Ulrichs bereits in den 1860er Jahren formuliert hatte und die in der Zwischenkriegszeit von Magnus Hirschfeld wieder aufgegriffen wurde.

sogar Ansätze einer frühen Politisierung der Schwulenszene – und kann zeigen, dass die Schriften des Berliner Kreises um Magnus Hirschfeld auch im schweizerischen Schaffhausen Verbreitung fanden und das kollektive Bewusstsein der lokalen Szene geprägt haben.³⁶ In den europäischen Metropolen wie Berlin oder London konstituierten sich weit verzweigte Homosexuellen-Szenen mit eigenen Lokalen, Zeitschriften, politisch-emanzipatorisch engagierten Vereinen und Gesellschaften.³⁷

Der dritte Abschnitt setzt nach 1945 ein und umfasst die Zeit bis Ende der 1960er Jahre. Dabei setzt sich auf der Ebene der Männlichkeitsvorstellungen der Subjektivierungs- und Internalisierungstrend der vorangegangenen Phase fort. Weiterhin dominieren für homosexuelle Männer biologisch-hereditäre Identitätsvorstellungen, seit der frühen Nachkriegszeit zunehmend ergänzt durch psychologisch-essentialistische Ansätze. Die frühe Nachkriegszeit ist geprägt von einer vielschichtigen Verwissenschaftlichung des Sexualitätsdiskurses, die sich etwa in der Ausbreitung der Sexologie, der Psychologie und der Psychoanalyse manifestiert und die mit den Debatten um die beiden „Kinsey-Reports“ nach 1948 und 1953 beziehungsweise um die deutsche Übersetzung von 1954 kulminiert.³⁸ Jeffrey Weeks diagnostiziert für Großbritannien in der unmittelbaren Nachkriegszeit eine allgemeine Liberalisierung der Geschlechterbeziehungen und führt den Trend auf die Kriegserfahrung dieser Generation zurück, nicht zuletzt auf das gestärkte kollektive Selbstbewusstsein der zu Kriegszeiten arbeitstätigen Frauen. Weeks folgert daraus, dass die patriarchalen Familienstrukturen und die bürgerliche Sexualmoral dieser Generation einem Erosionsprozess ausgesetzt waren.³⁹

Mit Einschränkungen gilt diese These auch für die Schweiz. Schlatter sieht in der Tat die Beziehungsverhältnisse zwischen homosexuellen Männern in der frühen Nachkriegszeit einem Individualisierungstrend und damit einer gewissen Liberalisierung ausgesetzt. Zwar ging die Bedeutung subkultureller Szenen, etwa im Umfeld einschlägiger Lokale, deutlich zurück und die Suburbanisierung und Motorisierung der 1950er und 1960er Jahre erodierten die traditionellen innenstädtischen Sozialstrukturen der Zwischenkriegszeit. Die lokalen, subkulturellen Netzwerke der Zwischenkriegszeit wurden allerdings nach 1945 durch neue, überregionale und vergleichsweise anonyme Beziehungssysteme ersetzt. Schlatter erwähnt als beispielhafte Neuerung den wöchentlichen Ausflug ins fünfzig Kilometer entfernte Zürich, die nächstgelegene städtische Metropole.⁴⁰

Immerhin müssen auch die Grenzen des gesellschaftlichen Aufbruchs im Auge behalten werden. Für die Geschlechterordnung in der Schweiz hat jüngst Christoph

³⁶ Schlatter, *Neigung*, wie Anm. 27, 403–408.

³⁷ Exemplarisch: Micheler, *Selbstbilder*, wie Anm. 5, 82–116.

³⁸ Weeks, *World*, wie Anm. 27, 52f.

³⁹ Weeks, *World*, wie Anm. 27, 39–41.

⁴⁰ Schlatter, *Neigung*, wie Anm. 27, 396–403.

Dejung die These aufgestellt, dass die Kriegs- und Arbeitsdiensterfahrung des Zweiten Weltkriegs – und zwar von Männern wie Frauen – eher zu einer Restabilisierung denn zu einer Erosion der traditionellen Geschlechterverhältnisse geführt hat.⁴¹ Auch für Weeks sind die 1950er Jahre trotz Liberalisierungsansätzen eine Ära, in der Homosexuelle verfolgt und marginalisiert blieben, was sich in Großbritannien etwa an den verschärften Strafgesetzen gegen gleichgeschlechtliche Sexualkontakte zeigt.⁴²

Die vierte Phase setzt nach Weeks in den 1960er Jahren ein und kulminiert im gesellschaftlichen Aufbruch von 1968 – er spricht von einer Zeit der „great transition“.⁴³ Im Anschluss an Eric Hobsbawm argumentiert Weeks gegen eine ereignisorientierte Deutung des '68er Umbruchs. Der gesellschaftliche Wandel sei vielmehr ein vielschichtiger Prozess, der sich einer monokausalen Erklärung verschließe. „The process was messy, contradictory, and haphazard.“⁴⁴ Nicht die Studentenproteste in Europa oder die Ghettonunruhen in den USA hätten den Aufbruch entscheidend befördert, sondern die langfristigen Transformationen der Familienstruktur, des Konsumverhaltens und der Lebensstile bis hin zu den Auswirkungen neuer Verhütungsmethoden wie der Pille.⁴⁵ Weeks hebt drei Schlüsselfaktoren der *great transition* hervor. Dazu gehört erstens die Demokratisierung und „Informalisierung“ (der Abbau von Formalismen und der Wandel hin zu informelleren Formen) der persönlichen Beziehungen. Sie hatten zur Folge, dass einerseits das Feld der Sexualität von jenem der Reproduktion getrennt wurde und andererseits sexuelle Beziehungen und Elternschaft nicht mehr zwingend mit der Institution Ehe verbunden waren.⁴⁶ Als zweiten Faktor nennt Weeks einen langfristig wirkenden Individualisierungs- und Autonomisierungsprozess und die damit verbundene Entwicklung eines Bewusstseins sexueller *agency*, vor allem bei heterosexuellen Frauen sowie bei Schwulen und Lesben. Das in der Nachkriegszeit verstärkte Netz sozialer Sicherheit – parallel zum Ausbau der modernen Wohlfahrtsstaaten – öffnete der Babyboom-Generation im Allgemeinen und Frauen im Besonderen neue Handlungsspielräume und Lebensentwürfe außerhalb der traditionellen familienzentrierten Rollen.⁴⁷ Der dritte Faktor besteht in einer Rekonfiguration der Grenze zwischen öffentlichem Raum und Privatsphäre. Diese primär von der feministischen Bewegung geführte Debatte hat nach Weeks viel zur langfristigen Erosion

41 Vgl. Christof Dejung, *Aktivdienst und Geschlechterordnung: eine Kultur- und Alltagsgeschichte des Militärdienstes in der Schweiz 1939–1945*, Zürich 2006.

42 Weeks, *World*, wie Anm. 27, 48f.

43 Weeks, *World*, wie Anm. 27, 57.

44 Weeks, *World*, wie Anm. 27, 57.

45 Weeks, *World*, wie Anm. 27, 57; vgl. Eric J. Hobsbawm, *The Age of Extremes: The Short Twentieth Century, 1914–1991*, London 1995, 320f.

46 Weeks formuliert die These eines Informalisierungsprozesses auch in Abgrenzung von Norbert Elias' Modell eines Zivilisationsprozesses, die auch eine Formalisierung der Privatsphäre umfasst; vgl. Weeks, *World*, wie Anm. 27, 62–65.

47 Weeks, *World*, wie Anm. 27, 66, 72f.

paternalistischer Familientraditionen beigetragen.⁴⁸ Vor diesem Hintergrund folgert Weeks, dass der historische Wandel der Homosexualität sehr von den mikropolitischen Akteuren, von einer „grass-roots agency“, geprägt wurde.⁴⁹

Für homosexuelle Männer resultierte die *great transition* in einer Fortführung der Liberalisierungstendenzen der 1950er Jahre. Was im vorangegangenen Jahrzehnt noch eine individuelle Form von Selbstfindung blieb, wurde in den 1960er Jahren zu einem kollektiven Bewusstwerdungsprozess. Hinzu kam die zunehmende Einsicht in die historische Bedingtheit von Homosexualität und eine positiv konnotierte und politisierte Identität, wie sie sich etwa im Postulat des *coming-out* manifestierte. Weeks spricht von einer „Ontologisierung“, infolge der eine häufig noch flüchtige Lebensweise zu einer verfestigten Identität konfiguriert wurde.⁵⁰

Ein ähnliches Argument lässt sich auch für Deutschland formulieren. Auch hier sind erste Schritte hin zu einer liberaleren Geschlechterordnung bis in die Zeit des Nationalsozialismus zurückzufolgen. Dagmar Herzog konnte in ihrer Studie zeigen, dass die Geschlechterpolitik des Nationalsozialismus nicht ausschließlich an repressiv-konservative Normen orientiert war, sondern dass in Organisationen wie dem *Bund Deutscher Mädel* oder der *SS* (insbesondere ihrer Zeitschrift „Das Schwarze Korps“) durchaus liberale, wenn auch gänzlich heterosexuelle Sexualmodelle verhandelt und verbreitet wurden. Auch wenn diese liberale Seite der NS-Geschlechterpolitik in der Erinnerung der nachfolgenden Generationen weitgehend ausgeblendet wurde, war sie als Erfahrungshorizont der Kriegsgeneration wirkungsvoll.⁵¹ Der schleichende Wandel der Sexualitätsvorstellungen lässt sich auch in der frühen Nachkriegszeit weiterverfolgen. Michael Kandora hat beispielsweise aufgezeigt, dass der geschlechterpolitische Normenwandel, der letztlich in „68“ mündete, bereits in den frühen 1960er Jahren einsetzte, insbesondere im Rahmen der Reformdebatten um den Paragraphen 175 des Strafgesetzbuchs, der „Unzucht“ und damit Homosexualität als kriminellen Akt definierte.⁵²

Was bedeutet dies nun mit Blick auf die Faktoren für den Wandel von Männlichkeitsvorstellungen? Auch wenn die Umbruchszeiten des 20. Jahrhunderts, etwa die beiden Weltkriege oder der 1968er Aufbruch, durchaus zum Wandel von Männlichkeitsvorstellungen beitrugen, relativiert sich angesichts der Vielfalt historischer Triebkräfte, die in der neueren historischen Männlichkeitsforschung zutage tritt, der Stellenwert historischer Umbrüche zur Erklärung der geschlechtergeschichtlichen Transformationsprozesse. Diese Erkenntnis hängt wie eingangs geschildert eng mit dem Perspektivenwechsel der Forschung – hin zu stärker praxeologischen Zugängen – zu-

⁴⁸ Weeks, *World*, wie Anm. 27, Xff; 60–85.

⁴⁹ Weeks, *World*, wie Anm. 27, Xff.

⁵⁰ Weeks, *World*, wie Anm. 27, 82ff.

⁵¹ Herzog, *Sex*, wie Anm. 9, 26–55.

⁵² Kandora, *Homosexualität*, wie Anm. 27, 379–401, 394.

sammen. Die subjektiven Deutungsmuster und Selbstbilder der Akteure, die in lebensweltlich orientierten Studien manifest werden, vereinen oft vielschichtige Interpretamente. Ihre Entwicklung unterliegt einem graduellen, langfristigen Wandel und lässt sich schwerlich mit einem diskontinuierlichen Verlaufsmodell in Einklang bringen. Die Quellen, auf die sich etwa die Arbeiten von Stefan Micheler oder Christoph Schlatter stützen, sind voll von unstimmigen, gleichsam anachronistischen Deutungsmustern, die eigentlich nicht zum epochenspezifischen Selbstbild passen. So stammten in der Weimarer Republik viele der homosexuellen Selbstbilder aus dem Wilhelminischen Kaiserreich und wurden in teils diffuser, teils umformulierter Weise rezykliert, so etwa die Theorie einer homosexuellen „Veranlagung“, die in emanzipatorischer Absicht umgedeutet und gegen die Pathologisierung der Homosexualität und ihre Konnotation als „perverse“ Sexualität angeführt wurde.⁵³ Ebenso wurde noch bis weit in die Nachkriegszeit die Verführungstheorie als Erklärung der Homosexualität vorgebracht, obwohl die Theorie im wissenschaftlichen Diskurs nur bis in die Zwischenkriegszeit Verwendung fand. Trotzdem wurde sie von homosexuellen Männern nach 1945 noch aufgegriffen und teilweise mit hereditären Deutungsmustern verquickt – obwohl sich die beiden Erklärungsmodelle eigentlich widersprachen. Schlatter führt den exemplarischen Fall eines österreichischen Staatsangehörigen an, der sich 1964 bei seiner polizeilichen Vernehmung mit dem Hinweis verteidigte, er sei „nämlich von der Kriegsgefangenschaft her noch leicht homosexuell veranlagt“.⁵⁴

Nicht nur die Selbstbilder, auch die gesellschaftlichen Faktoren für den Wandel von Männlichkeitsvorstellungen lassen sich oft nur schwer mit den großen historischen Zäsuren in Verbindung bringen. Die zeitlich gut datierbaren rechtshistorischen Umbrüche, etwa die rechtliche Freigabe gleichgeschlechtlicher Beziehungen für Volljährige in der Schweiz um 1942, erwiesen sich für die Veränderung der Selbstbilder homosexueller Männer nur von beschränkter Bedeutung.⁵⁵

Wichtiger war der Einfluss wissenschaftlicher, beziehungsweise populärwissenschaftlicher Diskurse, die traditionelle alltagskulturelle Wissensformen im 20. Jahrhundert zunehmend verdrängten oder überformten. So verbreitete sich nach dem Zweiten Weltkrieg etwa eine populärpsychologische Variante der Verführungstheorie: Nun war es die mangelhafte Aufklärung der Eltern oder generell ein zerrüttetes Elternhaus und damit eine ungünstige Identifikation mit der eigenen Mutter, die zur Begründung der homosexuellen Neigungen vorgebracht wurden.⁵⁶ Schlatter führt auch die Verwaltung der öffentlichen Räume, beziehungsweise die öffentliche Siedlungsplanung und Siedlungsentwicklung als Faktor an, aufgrund dessen sich die sozialen Netzwerke der Schwulenszene vor allem in der Nachkriegszeit schleichend veränderten.

⁵³ Micheler, Selbstbilder, wie Anm. 5, 136–159, insbes. 136f, 153–159.

⁵⁴ Schlatter, Neigung, wie Anm. 27, 266.

⁵⁵ Schlatter, Neigung, wie Anm. 27, 399.

⁵⁶ Schlatter, Neigung, wie Anm. 27, 403f.

Ein illustratives Beispiel sind die öffentlichen Bedürfnisanstalten. Diese wurden in dem Moment zu Treffpunkten der Szene, als die Stadt Schaffhausen in den 1950er Jahren aus Spargründen die Stelle der Toilettenwärterin abschaffte.⁵⁷ Auch die Entwicklung der Badeanstalten und Parkanlagen oder die Veränderungen der Kneipenszene waren für das soziale Gesicht und das Selbstverständnis der lokalen Szene von elementarer Bedeutung. Auf diese Suburbanisierung führt Schlatter etwa die zunehmende Anonymisierung und Individualisierung der Schwulenszene nach 1945 zurück.⁵⁸ All diese Faktoren – von den Zyklen der populärwissenschaftlichen Diskurse bis zur Dynamik der Siedlungsentwicklung – folgten eher einer inkrementell-graduellen statt einer diskontinuierlichen Entwicklung.

3. Zweites Fallbeispiel: Jugendkulturelle Männlichkeiten vom *Wandervogel* bis zum Rock'n'Roll

Die Jugendkultur, das zweite hier behandelte Fallbeispiel, erwies sich im 20. Jahrhundert wiederholt als Quelle alternativer Männlichkeitsvorstellungen. Auf zwei besonders innovative Phasen – die Zeit der Jahrhundertwende und die frühe Nachkriegszeit – möchte ich im Folgenden exemplarisch eingehen, um erneut nach den gesellschaftlichen Bedingungen geschlechtergeschichtlicher Transformationen zu fragen. Zu den besonders innovativen Organisationen gehörte der deutsche *Wandervogel*, der 1901 in Berlin gegründet wurde und sich parallel zur *boy scouts* Bewegung in Großbritannien und den USA entwickelte.⁵⁹ Der *Wandervogel* bildete vor dem Ersten Weltkrieg gleichsam ein Laboratorium für eine Vielzahl neuer Männlichkeitsvorstellungen. Er versammelte bürgerliche Jugendliche im Alter zwischen 12 und 20 Jahren und bot ihnen zunächst eine neue Körperkultur, die körperliche Betätigung mit Freizeit- und Naturerlebnis verband und sich dadurch sowohl von der Bildungsorientierung der bürgerlichen Vätergeneration wie von den industriegesellschaftlichen Körpervorstellungen der Arbeiter-

⁵⁷ Schlatter, Neigung, wie Anm. 27, 382.

⁵⁸ Schlatter, Neigung, wie Anm. 27, 382.

⁵⁹ Ulrich Geuter, Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung. Jungenfreundschaft und Sexualität im Diskurs von Jugendbewegung, Psychoanalyse und Jugendpsychologie am Beginn des 20. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 1994, 14; zum Verhältnis zwischen Wandervogel und Scoutismus: Harald Scholtz, Der Wandervogel im Kontext der Jugendpolitik des Wilhelminischen Kaiserreichs, in: Ulrich Hermann Hg., „Mit uns zieht die neue Zeit ...“ Der Wandervogel in der deutschen Jugendbewegung, Weinheim/München 2006, 129–137, 134; vgl. Bruns, Staatsfreund, wie Anm. 23, 100–117; mit Betonung des generationellen Charakters der Jugendbewegung: Claudia Bruns, „... ein Kampf der Jugend gegen das Alter“? Der (anti-)bürgerliche Jugendkult zwischen Revolution und Reaktion, in: Henning Albrecht u. a. Hg., Politische Gesellschaftsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, Hamburg 2006, 77–88.

schaft abhob.⁶⁰ Hinzu kam ein empathisches Kameradschaftsideal, das zwar deutliche militärische Züge trug, aber darüber hinaus auch karitative Elemente aufwies.⁶¹

Wie innovativ der *Wandervogel* gerade in geschlechtergeschichtlicher Hinsicht war, zeigt sich an den internen Kontroversen um das Verhältnis einerseits unter den männlichen Jugendlichen, andererseits zwischen Jungen und Mädchen. Seit der Gründungszeit richtete sich die Organisation primär an Knaben und galt schnell auch als homoerotische Gemeinschaft. Als 1908 Wilhelm Jansen, ein hochrangiger Funktionsträger des *Wandervogels*, homosexueller Neigungen bezichtigt wurde, kam es zur offenen Kontroverse zwischen einem homophoben Flügel und einer Gegenpartei, die eine homoerotische (allerdings nicht-körperliche) Freundschaft als Teil des Kameradschaftsideals guthieß.⁶² Der Konflikt führte 1910 zur Spaltung der Bewegung in einen konservativen „Alt-“ und einen homoerotisch orientierten „Jung-Wandervogel“, der später in Hans Blüher, einem weiteren Mitglied der Gründungsgeneration, seinen bekanntesten Fürsprecher fand. Blüher veröffentlichte 1912 eine Apologie der Homoerotik unter dem Titel: „Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen. Ein Beitrag zur Erkenntnis der sexuellen Inversion“.⁶³

Auch um die grundsätzlich zugelassene Mitgliedschaft von Mädchen entspann sich im *Wandervogel* eine heftige Kontroverse, die parallel zur Homoerotik-Debatte verlief. Dabei erhielten beide Flügel des *Wandervogels* Zulauf von Mädchen, teilweise in Form gemischter Gruppen, teilweise unter Beitritt von ausschließlichen Mädchengruppen, die 1913 bereits rund 15 Prozent aller Jugendgruppen des *Wandervogels* ausmachten.⁶⁴ Es scheint allerdings, dass unter den Befürwortern einer homoerotischen Gesinnung die Skepsis gegenüber weiblichen Mitgliedern deutlich höher war – Blüher zum Beispiel gehörte zu den prinzipiellen Gegnern einer Mitgliedschaft von Mädchen.⁶⁵ Im Rahmen der Kontroverse spaltete sich bereits 1907 eine Reihe von *Wandervogel*-Gruppen ab, die die Mitgliedschaft von Mädchen unterstützten. Aus dieser Neugründung entstand der *Wandervogel – Deutscher Bund für Jugendwandern*.⁶⁶ Auch wenn die gemischten *Wandervogel*-Gruppen weiterhin einem polarisierten Modell von Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen folgten, deutet doch der starke Zulauf, den solche Gruppen unter jungen Frauen fanden, darauf hin, dass hier ein weniger hierarchisches Geschlechtermodell praktiziert wurde.⁶⁷

60 Bernd Wedemeyer-Kolwe, Der „neue Mensch“ in seinem „neuen Körper“: Jugendbewegung und Körperkultur, in: Hermann, *Wandervogel*, wie Anm. 59, 138–154.

61 Norbert Schwarte, Kameradschaftlichkeit als Leitbild: Jugendbewegung und Jugendhilfe, in: Hermann, *Wandervogel*, wie Anm. 59, 355–375, 355–361.

62 Geuter, *Homosexualität*, wie Anm. 59, 28–31, 37–44, 49–58.

63 Geuter, *Homosexualität*, wie Anm. 59, 14–19.

64 Geuter, *Homosexualität*, wie Anm. 59, 59.

65 Geuter, *Homosexualität*, wie Anm. 59, 59, 67–69.

66 Geuter, *Homosexualität*, wie Anm. 59, 61.

67 Geuter, *Homosexualität*, wie Anm. 59, 58–67; Irmgard Klönne, „... nicht Wasser mehr und Feuer ...“ Das Geschlechterverhältnis in der Jugendbewegung, in: Hermann, *Wandervogel*, wie Anm. 59, 155–171.

Der Aufstieg des *Wandervogels* und seiner alternativen Männlichkeitsvorstellungen lässt sich als Teil einer umfassenderen Transformation der Generationenbeziehungen um 1900 verstehen. In dieser Zeit konstituierte sich das Jugendalter als eine eigenständige Generation, zwischen Kindheit und Erwachsenenphase, mit einem spezifischen kulturellen Profil.⁶⁸ Für diese Entwicklung waren verschiedene Faktoren verantwortlich. Einerseits verschoben sich mit der Ausdehnung von Schul- und Berufsbildungszeiten im ausgehenden 19. Jahrhundert auch der Eintritt ins Erwerbsleben und damit der durchschnittliche Heiratszeitpunkt auf ein Alter von 30 Jahren. Der Zeitabschnitt zwischen Kindheit und selbständigem Erwachsenendasein erhielt dadurch erst ein zeitlich substantielles Ausmaß – eine wichtige Grundlage für die Konstitution einer eigenständigen Jugendgeneration. Auch demographisch machten Jugendliche einen bedeutenden Teil der Gesellschaft aus. Das Wilhelminische Kaiserreich war eine ausgesprochen junge Gesellschaft: Zwischen 1890 und dem Ersten Weltkrieg lag der Bevölkerungsanteil von Personen im Alter bis 20 Jahre um 45 Prozent und damit mehr als doppelt so hoch als in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (1970: 19 Prozent; 1999: 22 Prozent).⁶⁹ Schließlich setzte auch die Verwissenschaftlichung dieser neuen Generation bereits um 1900 ein, zunächst im Rahmen der Sexualwissenschaften und der frühen Psychoanalyse – etwa bei Magnus Hirschfeld oder Sigmund Freud –, zeitgleich auch in der Jugendpädagogik und im Jugendstrafrecht.⁷⁰ All diese Elemente trugen zur Konstitution einer Jugendgeneration, beziehungsweise einer Jugendkultur und der damit verbundenen alternativen Männlichkeitsvorstellungen bei. Dabei war der *Wandervogel* nur eine von vielen Jugendorganisationen, wenngleich er in geschlechtergeschichtlicher Perspektive zu den innovativen Gruppierungen gehörte. Zu den generationell vergleichbaren Organisationen gehörten etwa die Studentenverbindungen, die Wehrkraftvereine, Teile der Lebensreformbewegung oder die ästhetischen Reformbewegungen.⁷¹

68 Vgl. etwa Michael Mitterauer, der die Jugendphase seit Beginn des 20. Jh. als eigenständige Generation bezeichnet; Mitterauer, Sozialgeschichte, wie Anm. 6, 247–252; Geuter, Homosexualität, wie Anm. 59, 21f.; Bruns, Staatsfreund, wie Anm. 23.

69 Geuter, Homosexualität, wie Anm. 59, 16–19, 21f.; Ulrich Herrmann, Wandervogel und Jugendbewegung im geistes- und kulturgeschichtlichen Kontext vor dem Ersten Weltkrieg, in: ders., Wandervogel, wie Anm. 59, 30–79, 63.

70 Detlev Peukert, Grenzen der Sozialdisziplinierung: Aufstieg und Krise der deutschen Jugendfürsorge von 1878 bis 1932, Köln 1986.

71 Geuter, Homosexualität, wie Anm. 59, 24; Blattmann, Formen, wie Anm. 7; Ute Frevert, Das Militär als „Schule der Männlichkeit“. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert, in: dies. Hg., Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1997, 145–173; Eva Barlösius, Naturgemäße Lebensführung: zur Geschichte der Lebensreform um die Jahrhundertwende, Frankfurt a. M. 1997; Scholtz, Wandervogel im Kontext der Jugendpolitik des Wilhelminischen Kaiserreichs, in: Hermann, Wandervogel, wie Anm. 59, 129–137, 133f.; Diethart Kerbs, Ästhetische Reformbewegungen um 1900, in: ebd., 115–128.

Auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts waren generationelle Prägungen für die Entwicklung alternativer Männlichkeitsvorstellungen bedeutsam – das sei abschließend noch skizziert. Zweifelsohne lässt sich für die Zeit nach 1945 sagen, dass die 1968er Bewegung, insbesondere die feministische Kritik an den traditionellen Geschlechterverhältnissen, ein wichtiger Katalysator für die Revision tradiertter Männlichkeitsmodelle war. Doch die Kritik der '68er Bewegung war nicht ohne historische Vorläufer. Die neuere Forschung hat darauf hingewiesen, dass die Bewegung nicht nur als politisches, sondern auch als kulturelles oder subkulturelles Phänomen zu verstehen ist.⁷² Dieses subkulturelle 1968 lässt sich historisch auf vergleichbare Szenen in den 1950er und frühen 1960er Jahren zurückführen, insbesondere auf die Alternativkulturen der Halbstarken-, der Rock'n'Roll- und der Beat-Szene. In diesem Sinn lassen sich die alternativen Geschlechtermodelle der Jugendkulturen der 1950er und 1960er Jahre als Vorläufer der 68er Bewegung, einschließlich ihrer Kritik an den tradierten Männlichkeitsvorstellungen, interpretieren. Exemplarisch lässt sich diese These an neueren kulturhistorischen Untersuchungen illustrieren, insbesondere an der Studie der amerikanischen Historikerin Uta Poiger über die Amerikanisierung der Jugendkultur in der frühen BRD und der DDR.⁷³

Poiger verweist darauf, wie bereits Mitte der 1950er Jahre in der frühen Rock'n'Roll-Kultur eine mehr oder weniger explizite Kritik am hegemonialen bürgerlichen Geschlechtermodell formuliert wurde. Im Tanz beispielsweise wurde den Frauen eine deutlich aktivere (eine quasi-,männliche') Rolle zugestanden – im Unterschied zur passiven Frauenrolle in den klassischen Tänzen. Auch waren die weiblichen Mitglieder der Halbstarkenbewegung aktiv an den ritualisierten Krawallen im Anschluss an Konzerte beteiligt, etwa 1958 beim Auftritt von Bill Haley in Westberlin.⁷⁴ Wichtig ist, dass die Umkehrung der Geschlechterrollen auch die Männer betraf. Poiger zeigt dies einleuchtend am Image von Elvis Presley auf. Elvis verkörperte in den 1950er und 1960er Jahren primär ein feminines Männlichkeitsideal; in den veröffentlichten Abbildungen wurden seine Gesichtszüge und Körperformen häufig als feingliedrig-feminin dargestellt. Auch die aufwändig gepflegte Frisur erinnerte eher an ein weibliches Äußeres; schließlich galt der Tanzstil von *Elvis the pelvis* (der Beiname verweist auf Elvis' legendären Hüftschwung) als typisch weiblich. In der zeitgenössischen Presse wurde er häufig mit Marilyn Monroe verglichen.⁷⁵

Auch der Aufstieg der Rock'n'Roll-Jugendkultur ist schwerlich mit einem klar datierbaren Ereignis in Verbindung zu bringen. Die Halbstarken-Szene der 1950er Jahre –

72 Jakob Tanner, „The Times They Are A-Changin'“ – Zur subkulturellen Dynamik der 68er Bewegung, in: Ingrid Gilcher-Holtey Hg., 1968. Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft, Göttingen 1998, 207–233.

73 Poiger, Jazz, wie Anm. 9.

74 Allerdings fanden die Krawall-Teilnehmerinnen keine Beachtung in den zeitgenössischen Presseberichten; vgl. Poiger, Jazz, wie Anm. 9, 180–182.

75 Poiger, Jazz, wie Anm. 9, 170–175.

eine Vorläuferin der Rock'n'Roll-Szene, allerdings sehr viel stärker einem proletarischen Milieu entstammend – stand mit ihren Straßenkrawallen teilweise in der Tradition von unterschichtenspezifischen Formen des Sozialprotests aus der Zwischenkriegszeit.⁷⁶ Hinzu kam ein Generationenkonflikt in der frühen Nachkriegszeit, in dem sich die Jugendlichen durch ihren subkulturellen Lebensstil von der bürgerlichen Konsumgesellschaft der Elterngeneration distanzieren. Schließlich zeigt sich in den Jugendkulturen auch generell ein neuer Generationentyp; die „Teenager“, die sich vor allem lebensweltlich und kulturell – vom Musikstil bis hin zu den Geschlechtermodellen – von den anderen Generationen absetzen. Seit den 1950er Jahren fallen die jeweils generationenspezifischen Jugendkulturen mit den Innovationszyklen der Pop-Musik zusammen.⁷⁷

Mit stärker sozialhistorischen Akzenten hat auch Ulrich Herbert auf einen solchen gesellschaftlichen Aufbruch der frühen Bundesrepublik, als Grundlage nicht zuletzt der '68er Proteste, hingewiesen. Herbert betont, dass der gesellschaftliche Liberalisierungsprozess – verstanden als ein kulturhistorischer Prozess, gestützt auf werte- und handlungsbezogene Mentalitäten und Wahrnehmungsdispositive – sich innerhalb eines relativ kurzen Zeitraums zwischen 1959 und 1973/74 gesellschaftlich breit durchsetzte.⁷⁸ Zu den Faktoren dieser auch geschlechterhistorisch zentralen Entwicklung zählt Herbert die Wohlstandsgewinne der 1950er Jahre, den Aufstieg der kritischen Medien, die frühe Öffnung des Hochschulsystems gegenüber den Mittelschichten, die Abkehr von traditionellen Familienmodellen, die Ausbreitung liberaler Vorstellungen von Sexualität und Geburtenregelung und den Wandel von Erziehungsidealen.⁷⁹ Den entscheidenden Faktor für den gesellschaftlichen Aufbruch bildet nach Herbert ein Generationenwechsel. Die zwischen 1900 und 1920 geborene Generation, die eine wesentliche Stütze des Nationalsozialismus war, wurde seit den 1950er Jahren von der nachfolgenden, um 1930 geborenen Generation aus den gesellschaftlichen Schlüsselpositionen verdrängt. Die nachrückende „Flakhelfer“-Generation hatte zwar den Nationalsozialismus aus eigener Anschauung miterlebt, war aber jung genug, um sich nach Kriegsende kritisch von der NS-Ideologie abzuwenden und sich für ein liberales, zunächst amerikanisches, später allgemein westliches Wertemodell zu entscheiden. Es war nach Herbert diese 1930er Generation, die bereits in den 1950er und 1960er Jahren jenen Prozess der „Fundamentalliberalisierung“ (Jürgen Habermas) einleitete, auf den später die nach 1940 geborene '68er Generation aufbauen konnte.⁸⁰

76 Zur Halbstarken-Bewegung: Kaspar Maase, Rhythmus hinter Gittern – Die Halbstarken und die innere Modernisierung der Arbeiterkultur in den fünfziger Jahren, in: Andreas Kuntz Hg., Arbeiterkulturen. Vorbei das Elend – aus der Traum? Düsseldorf 1993, 171–204.

77 Vgl. Poiger, Jazz, wie Anm. 9, 168–205.

78 Ulrich Herbert, Liberalisierung als Lernprozess. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte – eine Skizze, in: Herbert, Wandlungsprozesse, wie Anm. 27, 7–49, 12ff.

79 Herbert, Liberalisierung, wie Anm. 78, 28–35.

80 Herbert, Liberalisierung, wie Anm. 78, 7, 43ff.

4. Schluss

Welche Dynamik des historischen Wandels offenbart sich in den Fallbeispielen? Sowohl die Geschlechtermodelle homosexueller Männer wie die Männlichkeitsvorstellungen alternativer Jugendkulturen waren Teil eines vielschichtigen gesellschaftlichen Wandels, der kaum auf die großen Zäsuren der Politik- oder Kulturgeschichte, wie die beiden Weltkriege oder die '68er Bewegung, reduziert werden kann. Solche historischen Umbruchsphasen wirken eher indirekt auf die Entwicklung von Männlichkeitsvorstellungen, indem sie nämlich zu veränderten Wahrnehmungsweisen führen und kollektive Generationenerfahrungen konstituieren können. Um einen Begriff von Dagmar Herzog aufzugreifen: Historische Umbrüche können zwar „Prozesse der Bedeutungskonstitution“ („meaning-making processes“) beeinflussen oder beschleunigen, doch wandeln sich solche Wahrnehmungsdispositive letztlich doch in kleinen Schritten.⁸¹

Vor diesem Hintergrund verorten sich die geschlechtergeschichtlichen Transformationsfaktoren in einem Viereck von Populärdiskurs, Wissenschaftsdiskurs und sozialer und materieller Lebenswelt. Jeder dieser vier Eckpunkte besitzt seine eigene historische Dynamik und Chronologie. Klar erkennbare Zäsuren finden sich vielleicht noch im Wissenschaftsdiskurs, etwa mit der Genese der modernen Sexualwissenschaften in den 1890er Jahren, oder in der materiellen Lebenswelt, beispielsweise mit der gesellschaftlichen Ausbreitung des Automobilverkehrs in den 1950er Jahren. Weit weniger spektakulär stellen sich die Transformationsprozesse im Populärdiskurs oder in der sozialen Lebenswelt dar. Viele der zentralen Veränderungen, etwa die Konstitution einer generationellen Jugendkultur um 1900 oder die Ontologisierung von Identitätsvorstellungen nach 1945, verliefen graduell und spielten sich unterhalb der historiografischen Aufmerksamkeitsschwelle ab.

Als Gesamtbild ergibt sich ein vielschichtiger, gradueller Wandel, der wenig geradlinig und oft widersprüchlich verlief und mit reduktionistischen Kurzformeln nicht zu fassen ist. Auch ein Krisenmodell als zentraler Motor des geschlechterhistorischen Wandels macht unter diesen Umständen wenig Sinn. Eine krisenhafte Infragestellung der tradierten Männlichkeitsvorstellungen lässt sich praktisch über das ganze Jahrhundert feststellen. Hegemoniale und alternative Männlichkeiten befanden sich in einem konstanten Spannungsverhältnis; die vielzitierte „Krise der Männlichkeit“ im 20. Jahrhundert war nicht nur ein Dauer-, sondern geradewegs der Normalzustand und damit nichts anderes als eine Chiffre für einen schleichenden geschlechtergeschichtlichen Transformationsprozess.⁸²

⁸¹ Herzog, Sex, wie Anm. 9, 260f.

⁸² Vgl. Koselleck, Krise, wie Anm. 19.